

Die grosse Sorge

Autor(en): **Marti, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **37 (1943)**

Heft (2): **Februar-Sendung**

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-138262>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kampf für den Frieden überhaupt möglich oder fogar nötig sei und Aussicht habe, und ob dies schon jetzt der Fall sei, spielt, wie immer in solchen Zusammenhängen, das Moment des *Glaubens* eine Rolle. Und das bedeutet für mich: Es kommt darauf an, ob man in die Beantwortung dieser Fragen *Gott* einbezieht oder nicht, ob man in den gewaltigen Entwicklungen, die heute vor sich gehen, bloß menschliche und natürliche, vielleicht auch bloß dämonische Mächte walten sehe, oder ob man darin und darüber auch *Gott* am Werke erblicke und glaube, mit *seiner* Macht, *seinen* Gedanken und *seinem* Plan. Die Antwort, die gegeben worden ist, geht von *dieser* Voraussetzung aus, stammt letzten Endes aus diesem Glauben.

Aber nicht bloß das *Urteil* über die heutige und morgige Entwicklung hängt wesentlich von diesem Faktor ab, sondern auch die Entwicklung selbst. Darum sagen wir zum Schlusse: Die großen Dinge, die wir von dem, was heute die Menschheit erschüttert, erwarten dürfen, *kommen nicht von selbst*. Ob sie kommen oder nicht, hängt auch von *uns* ab. Sie kommen nicht ohne unseren *Glauben*. Es gilt aber gerade von diesen Dingen die Verheißung, daß der Glaube, wenn er auch nur eines Senfkornes Größe hat, Berge versetzen könne — auch die Berge, die sich gegen den Frieden erheben! — daß dem, der da glaubt, nichts unmöglich sei — und darum auch nichts für unmöglich gelten dürfe.

Leonhard Ragaz.

Die große Sorge. ¹⁾

In der Landesverteidigung während des zweiten Weltkrieges, und zwar unter Bedingungen, die in mancher Hinsicht bedeutend schwieriger sind als die Verhältnisse während des ersten Weltkrieges, rechtfertigt die Schweiz Tag für Tag die Unabhängigkeit ihrer Existenz. Es wäre mehr als unpatriotisch, nämlich töricht, die militärische Leistung zu verkennen.

Es wäre gleich töricht, zu übersehen, daß die wirtschaftliche Behauptung der Schweiz trotz der Kriegsstörungen, trotz des zunehmenden Chaos, und besonders die Versorgung der Bevölkerung mit dem Nötigsten, was es zum Leben braucht, eine hervorragende zivile Leistung darstellen.

Aber wir sagen zwar etwas Selbstverständliches und müssen es dennoch mit allem Nachdruck sagen, wenn wir erklären: Die militärische und die wirtschaftliche Leistung behalten ihren Sinn nur solange, als sie im Dienst der Erhaltung der Schweiz um ihrer geistigen Berufung und Aufgabe willen stehen. Wir durften immer ironisch mitleidig lächeln, wenn in der Friedenszeit ein betriebsamer, gehetzter Mensch uns beweisen wollte, seine Pflichten und Verpflichtungen erlaubten

¹⁾ Mit Erlaubnis des Verfassers aus dem „Anzeiger aus dem Bezirk Affoltern“ abgedruckt.

ihm „den Luxus“ geistiger Zerstreuung nicht, weil jegliche menschliche Wichtigkeit, jegliches arbeitsames Wichtigtun, umsonst sind, sofern der Geist dabei verkümmern muß. Man kann zwölf, vierzehn Stunden beruflich arbeiten und dem Tag dienen und trotzdem die Viertelstunde finden, die der Besinnung gewidmet ist, warum man Mensch ist. Wer da glaubt, auf die Viertelstunde verzichten zu können, wird zum armen, beklagenswerten Opfer seiner Geschäftigkeit. Er wird nie eine befriedigende Antwort geben können auf die feierlichen und die bangen „Warum“ des Lebens, sondern muß sich immer wieder vor der Antwort und Auskunft in neues Rennen und Hasten flüchten. — Wer aber behauptet, jetzt haben die Armee und die Wirtschaft das Wort und zu geistigen Diskussionen fehlen Kraft und Muße, nimmt nur einen Fehler aus der Friedens- in die Kriegszeit hinüber und sieht nicht ein, daß er eine Schweiz erhalten und retten will, die zu erhalten und zu retten kein Grund besteht, weil der bloße Selbsterhaltungstrieb weder ein individuelles noch ein nationales Dasein rechtfertigen.

Man kann es vielerorts im Ausland nicht verstehen, warum die Schweiz abermals kriegsverschont ist. Nach dem Krieg werden besonders die Schweizer im Ausland trotz der Tätigkeit des Roten Kreuzes, trotz Flüchtlings- und Kinderhilfe erst recht den Vorwurf hören: „Warum hat Euer Land es so unendlich viel besser gehabt?“ Neid und Gram werden so sprechen, aber verständlicher Neid und Gram. Das leidgeprüfte und im Geist gereifte Ausland aber wird uns fragen: „Habt Ihr uns etwas zu sagen und etwas zu geben als reife Frucht Eurer gnädigen Bewahrung?“

Wir möchten, daß die Schweiz mit einem bestimmten Ja antworte. Es ist unsere große Befürchtung, daß sie es nicht könne, weil sie jetzt offensichtlich zu wenig dafür tut! Wir wissen wohl, daß viele spotten, weil wir nach ihnen unsere ganze Kraft für andere Sorgen einsetzen sollen. Gerade darum wenden wir uns an die Wenigen, die uns verstehen, und an die Vielen, die uns nicht verstehen wollen, weil das Amt des Warners zwar undankbar, aber notwendig ist und zur Zeit — solange es noch Zeit ist — ausgeübt werden muß. Wir schreiben nicht aus einem Impuls, nicht aus einer augenblicklichen, vorübergehenden Unzufriedenheit heraus, sondern stützen uns auf vieljährige Beobachtungen und Erfahrungen.

Ein so ruhiger, wir meinen in keiner Weise extremer Mensch wie der Dichter Jakob Böschart urteilte: „Eine reiche Generation ist elend im Materialismus ertrunken. Gibt es eine größere Welttragik? — Die Rettung der Seele vom Materialismus ist heute nicht geringer als die Rettung vom Heidentum.“ — Darüber müßte man die Diskussion eröffnen; denn seit Böschart ist die Lage noch schlimmer geworden. Der Materialismus ist noch ausgeprägter in Erscheinung getreten. Auch Gottfried Keller hat schon in „Das verlorene Lachen“ eine Fabrikantenfrau geschildert, die eine wahre Stauffacherin war — bis zur Stunde,

da das Familienvermögen verspekuliert war und sie sich arm sah, „Da fing sie an zu zittern“, sagt Keller. — Ist es nicht so, daß die Liebe zum Geld und zum Besitz weitherum für Schweizer Art bezeichnend ist? Nur nicht verlieren, was man hat, lieber alle Konzeffionen machen, sich so weit als möglich „anpassen“, denn — mit dem Geist allein kommt man nicht aus! — Wir haben drei Landesverräter erschossen. Ob es denen heiß geworden ist, die in der „Anpassung“ das Land zu verraten bereit gewesen wären, nur um „ihr Geld und Gut“, ohne die ihre Seele zittern müßte, zu retten?

„Es ist nicht so schlimm“, sagt man, sagt es aber, bevor man der Frage in ihrer Tiefe nachgegangen ist. Wenn man uns den Beweis, daß die Dinge nicht so schlimm stehen, nach gewalteter Diskussion erbringt, wollen wir uns gerne beugen. Aber es ist helvetische Art, mit dem Urteil: „Es ist bei uns nicht so schlimm“, die Diskussion abzubrechen, bevor sie überhaupt recht eingesetzt hat.

Ein anderer Schriftsteller, Fritz Marti, Feuilletonredaktor der „Neuen Zürcher Zeitung“ von 1899 bis zu seinem Tod 1914, schrieb 1913 über die einseitige Variation des gleichen, begrenzten Stoffgebietes und den sich daraus ergebenden Eindruck der Einförmigkeit und des Stillstandes im schweizerischen Schrifttum und sprach in diesem Zusammenhang vom „Optimismus der Satttheit“ und vom „behaglichen Opportunismus“ im Gegensatz zu geistiger Größe, die im Kampf mit bestehenden Anschauungen und Verhältnissen entsteht. — Wir äußern uns wohl abgewogen, wenn wir erklären, daß der Optimismus der Satttheit uns vor dem zweiten Weltkrieg hinderte und uns immer noch hindert, die Größe und Tragik der im zwanzigsten Jahrhundert sich stellenden Fragen zu ermessen. In der Begeisterung für „Winterhilfe“ z. B. liegt vielfach Flucht vor der Einsicht in das Ungenügen der sozialen Verhältnisse. In Sätzen wie: „Es geht uns nichts an — wir können nichts dafür — wir haben keine Verantwortung — es geziemt uns nicht, über andere zu richten“, offenbart sich ein eingeschränktes Denken, ein Verzicht auf das Denken in den an keine Landesgrenzen gebundenen geistigen Zusammenhängen, ein mittelmäßiges, ja ein „invalides“ Denken. Kommt einer und stellt Fragen, wird er absichtlich überhört oder persönlich kritisiert, weil das die leichtesten Methoden sind, um einer Diskussion zu entrinnen. Oh, es wird viel Treffliches, viel Lebendiges geschrieben. Aber es verebbt immer wieder; denn wir haben in unserm Land keine lebendige Diskussion um Fragen des Geistes. Man betreibt die Dinge so akademisch unpersonlich. Es gibt in unserm regen intellektuellen Betrieb so viele nicht diskutierte, so viele brach liegende geistige Fragen, so viel nicht angerührte geistige Not! Man läßt die, die erschüttert sind, die rufen und auf Echos, auf Antwort, auf Solidaritätserklärung, auf Aussprache warten, verkommen. Die unbequemen Fragen werden auf die Seite getan, sei es unter Verzicht auf geistige Mündigkeit! — In der Diskussion um die Frage der Vollstreckung der

Todesstrafe an den Landesverrätern gab es — sozuzagen keine Diskussion! Man hielt sie höhern Ortes nicht für opportun, und die Disziplin bewährte sich; aber man dürfte vielleicht auch von einer Art „conspiration du silence“ — „einer stillschweigenden Verschwörung“ sprechen, wo es um brennendste Probleme des Geistes und des christlichen Glaubens geht. Der Basler Jakob Burckhardt ist hochangesehen und wird immer wieder zitiert. Man nennt ihn einen Propheten, weil er die Zeit vorausfah, wo die Dinge primitiv vereinfacht würden. Wir verweisen natürlich auf die Belege des Auslandes — und wollen die Belege in unserm Land nicht sehen! Aber wir sind von der Diktatur infiziert und das äußert sich im eingeschränkten Denken, in der Totenstille, wo leidenschaftliche Aussprache sein sollte.

Wir gehen so weit, die Einschränkung des Denkens, die Beschränkung des Denkens auf das, was dem Schweizer opportun erscheint, das invalide Denken als „unfere große nationale Gefährdung“ zu bezeichnen. Wir laufen wirklich Gefahr, trotz unseres regen intellektuellen Betriebes zu verkümmern, weil wir die geistige Aussprache nicht pflegen. — Man wird uns vielerorts schon verstehen, aber wird man uns vielerorts wieder nicht verstehen wollen? Wird man „die große nationale Gefährdung“ mit Schweigen umgehen?

In der Bibel geht es „um der Welt Heil“ und damit um das Größte. Die christliche Kirche wäre also genötigt, sich ständig mit „Weltfragen“ zu befassen, in „Weltzusammenhängen“ zu denken. Aber man versteht es so gut, die Sache nur dogmatisch zu behandeln, daß es dabei möglich wird, vielen heiklen Problemen aus dem Weg zu gehen. Die Kirche, die berufen ist, der geistigen Aussprache Weite und Tiefe zu geben, zieht sich zurück, wo es „brenzlich“ ist, und beweist „sehr schriftgelehrt“, daß sie nicht zuständig ist. Ist es zu viel gesagt, wenn man feststellt, daß auch die biblische Geistesgröße „auf Schweizer Verhältnisse“ abgezirkelt wird? Wir glauben es nicht, aber schlagen vor: Reden wir einmal darüber! Das wäre schon ein Gewinn.

Seltam! Ungenügendes, invalides Denken sollte die Ursache einer großen nationalen Gefährdung sein? Ein Philosoph — Descartes — hat das Wort formuliert: „Cogito, ergo sum — Ich denke, darum lebe ich.“ Nun ist der Denkprozeß nicht der ausschließliche Lebensausdruck, aber wenn man schon die Denkfähigkeit nicht voll ausnützt, sie da ausschaltet, wo die Fragen einem unangenehm sind, wo sie einen weiter führen, als es der behagliche Optimismus der Satttheit wünscht, kann das Leben zum bloßen Vegetieren herabsinken. Wenn wir als Volk, als Nation jetzt weder die Zeit finden noch die Lust empfinden, auf die Fragen einzugehen, die die Gegenwart stellt, bedeutet das bereits „ein Stück vegetierende Schweiz“. Bejahung, Zukunftsverheißung gibt es aber nur für eine geistige, eine denkende, eine in der Welt sich voll verantwortlich fühlende Schweiz, die tapfer auf jede sich stellende Frage eingeht.

Walter Marti.